

# Muttertreue

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **11 (1933)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-722536>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Muttertreue.

„Ich bin krank und völlig verlassen. Senden Sie bitte einen Arzt zu mir!“ Diese seltsame Botschaft war „An das Hospital nahe dem Strand“, in London, gerichtet. Sie kam mit der Frühpost in die Hände des Direktors des Charing Cross Hospitals. Die Adresse war eine Hintergasse im Stadtteil Soho, der Notschrei unorthographisch auf ein Fetzen Papier geschrieben.

Obgleich es nicht Sitte ist, Patienten außerhalb des Hospitals zu behandeln, so machte dieser Hilferuf doch solchen Eindruck auf den Direktor Mr. Inmann, daß er sich sofort in Begleitung eines Arztes auf den Weg machte, die Kranke aufzusuchen. Die Herren erstiegen die Treppe eines trübseligen Hauses nahe Piccadilly, wo sie die Gesuchte in einer Bodenkammer fanden.

„Die einzige Ausstattung“, so erzählte der Direktor in einer Londoner Tageszeitung, in der sein Bericht zu lesen war, „bestand aus einem auf zwei Blöcke gelegten Brett, das einen Tisch vorstellte, und einer Seifenkiste als Stuhl. Die einzige Zufuhr an Luft und Licht vermittelte eine Luke, deren Glas zerbrochen war.“

In einer Ecke des Zimmers kauerte eine schwer kranke Frau, bedeckt mit einem Stück Sackstoff. Ihre müde, schwache Stimme verriet eine fremde Aussprache. Sie hatte anscheinend schon eine Woche lang so gelegen, bis ihr Zustand entdeckt wurde. Während dieser Zeit hatte sie wenig oder gar nichts gegessen, so daß sich ihr Befinden durch chronische Schwäche noch verschlimmert hatte. Es war klar — hier durfte keine Minute länger gezögert werden. Sofort wurden Anstalten getroffen, die Frau ins Hospital zu überführen.

Die Untersuchung ergab, daß Frau St. an einer schmerzhaften Krankheit litt, die leider nur zum traurigen Ende führen konnte. Sie war eine Schweizerin, die seit zwei Jahren in London lebte und in der Küche eines Soho-Restaurants vom frühen Morgen bis zur sinkenden

Nacht gearbeitet hatte — für 15 Schilling die Woche, wovon ihr Arbeitgeber noch 3 Schilling für Essen abzog, und 9 Schilling Miete kostete wöchentlich ihre Dachkammer.

„Haben Sie denn keine Angehörigen oder Freunde?“ wurde sie gefragt. Tränen kamen in ihre Augen. „Hier nicht, nur in der Schweiz.“ „Warum haben sie sie denn verlassen?“ fragte man. Für einen Augenblick übermannte sie die Bewegung. Dann, unter Schluchzen, schüttete sie ihr Herz aus: Ihr einziger Sohn, der bis zum Kriege in Deutschland gearbeitet hatte, ließ sich bei Kriegsausbruch naturalisieren, um mitkämpfen zu können. Vielleicht war es ein Rest der alten Reisläuferei, vielleicht auch Dankbarkeit für das Land, das ihm Brot gegeben hatte. Genug, er wurde verwundet, gefangen genommen und starb. — Das Licht einer wundervollen Liebe schimmerte durch ihre tränenschweren Blicke, als sie fortfuhr: „Ich fühlte mich so einsam ohne ihn, und so kam ich in euer Land, um ihm nahe zu sein.“ Als Schweizerin war es ihr gestattet worden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, was sonst in England Landfremden nicht gestattet ist.

Jede Woche besuchte sie ihres Sohnes letzte Ruhestätte, und von dem, was ihr von ihrem kärglichen Lohne blieb, schmückte sie das Grab mit Blumen.

Als Frau St. starb, hielt sie in ihren erkalteten Händen ein Bild. Es war die Photographie eines einfachen Holzkreuzes auf einem Grabe, das sich in einem altmodischen englischen Kirchhofe befand. Kameraden des Sohnes hatten es ihr nach seinem Tode in die Schweiz gesandt, wo es den Wunsch in ihr erweckte, in seiner Nähe zu sein.

Muttertreue, das Köstlichste in der Welt! Sie kennt keinen Unterschied der Nationen oder Rassen. Der Krieg ist das grausame Ungeheuer, das das Mutterherz seines größten Schatzes beraubt.

H. B.